

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „*Deutschen Presse*“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Grunauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 15. August 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Waisen.

Roman von Ella Haag.

(Fortsetzung.)

Maud schlug die Hände vor das Gesicht. Welch ein Wirkungskreis ward ihr zugetheilt! Die Stellung der Magd war es, in die man das verwöhnte Mädchen hinabbrückte, und in welcher lieblosler Weise, einen Tag nach dem Begräbniß der Mutter! Niedere Arbeit sollte sie verrichten, ganz in der Prosa der Alltäglichkeit versumpfen, Malen, Zeichnen, Singen, Klavier spielen, ihr noch mangelhaftes Französisch und Englisch, veredelnde, bildende Lektüre, das Nähen ihrer Aussteuer, ach, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, das alles fand keinen Platz in dem Programm der Tante, die, wie es schien, gar kein Gefühl hatte für das arme, ihrer Obhut anvertraute Mädchen.

Ach, Maud wußte noch nicht, daß Sorgen das Herz verhärten und daß ein unzufriedenes Gemüth, ein verfehltes Dasein bei manchen Charakteren eine egoistische Bitterkeit erzeugen, die sie gleichgiltig macht gegen fremdes Leid. Es ist unendlich schwer, die Handlungsweise eines Mitmenschen zu beurtheilen, so leicht die Welt auch im allgemeinen damit fertig wird, denn wir sehen nur das Resultat, nicht aber die oft verhüllten Motive. Aus dem Zimmer hallte die scheltende, harte Stimme der Tante.

Thränenströme stürzten aus den Augen des armen Kindes; die Erinnerung an das Elternhaus überwältigte das bange junge Herz. Schluchzend legte sie ihr Haupt in die Hände. Das war der Anfang vieler bitterer Stunden für die verlassene Waise. Oh, Elternliebe und Vaterhaus, wer Dich verloren, der ist wahrlich der Vermiste unter den Armen.

Ein freundlicheres Los war der lustigen Ilse zu theil geworden, wenn auch jetzt bei dem armen Mädchen nichts von Fröhlichkeit zu finden war.

Tante Marie war eine feingebildete Dame, deren kleiner Haushalt von peinlichster Sauberkeit glänzte. Ein wohlgeschultes Dienstmädchen schon jahrelang im Hause, besaß und verdiente das volle Vertrauen seiner Herrin, deren Herzensgüte in dem ganzen Städtchen bekannt war.

Ein größeres Zimmer mit langen Tischen und Bänken diente als Schulzimmer. Hier zwitscherte es den ganzen Tag von frohen Kinderstimmen. An dem großen Doppelfenster stand ein Podium mit einer Epheulaube und darin thronte Tante Marie, wie selbe auch von all den kleinen Mädchen genannt wurde, welche hier den Tag über weibliche Handarbeiten lernten.

In diesen summenden Vogelkäfig, wie das alte Fräulein das Schulzimmer getauft, kam nun Ilse in der Doppelseigenschaft

als Schülerin und Lehrerin. Den ganz Kleinen mußte sie das Stricken lehren und dieselben unter ihre Obhut nehmen, weiter aber mußte sie selbst keine Handarbeiten anfertigen, welche Tante Marie für das erste Geschäft des Städtchens zu besorgen hatte. Anfangs ging es wohl schwer, aber nach und nach gewöhnte sich das Mädchen an die Arbeit und gewann ihre Beschäftigung so lieb, als ihre gütige Pflegemutter, deren Wahlspruch „Arbeit macht das Leben süß“ auch von ihr täglich mehr begriffen wurde.

War die Schule um zwölf Uhr vollendet, dann nahmen beide in dem Wohnzimmer des alten Fräuleins das Mittagessen ein. Ein Kanarienvogel besorgte die Tafelmusik und herzliches Einvernehmen würzte das einfache, aber schmackhaft bereitete Mahl. Nachdem dasselbe eingenommen war, schlummerte Tante Marie ein wenig, und wenn dann die kleinen Mädchen wieder in die Arbeitsstunde kamen, dann thronte Ilse in der Epheulaube und vertrat so lange die Stelle der Lehrerin, bis diese wieder das Regiment übernahm. So gingen Wochen, Monate in das Land und endlich war das Trauerjahr zu Ende. Die beiden Schwestern hatten sich nicht wiedergesehen, wenn auch fleißig Briefe ab und zu flogen.

Tante Marie war unter den Honoratioren des Städtchens sehr beliebt. Sie empfing häufig Einladungen und hin und wieder veranstaltete auch sie ein sogenanntes Kaffeekränzchen.

„Allerdings sie sticht für ein Geschäft und hält eine Nähsschule,“ — meinte bedenklich die Frau Oberamtsrichter, für welche, wie Frauen leider für so viele, der Spruch „Arbeit adelt“ nicht zu existiren schien, — „doch sie ist eine Hauptmannstochter und so brückt man ein Auge zu“. Freilich verschwieg die nur nach Rang oder mehr noch nach Gelbbesitz die Menschen schätzende Dame, daß der einzige Grund, warum man in diesem Fall die lächerlichen kleinstädtischen Vorurtheile bei Seite setzte, darin zu finden war, daß Tante Marie die intimste Freundin der durch großen Reichtum tonangebenden Fabrikantengattin Emma Weber war. Vor dem Glanz des Millionärs beugte sich das ganze Städtchen. Es ist wohl eine beschämende, aber alltägliche Thatsache, daß der Besitzer eines großen Vermögens, der sich diesem entsprechend mit Luxus umgiebt, von der Welt angestaunt, bewundert wird, daß sich all die mehr oder weniger hohlen Köpfe, mit denen die Welt ja in der Mehrheit bevölkert ist, darnach drängen, mit solch vergoldetem Glückspilz zu verkehren. Besonders in einer kleinen Stadt springt diese verächtliche Schwachheit, dies Kriechen vor dem goldenen Kalbe stark in das Auge und Weisensfeld that sich in dieser Hinsicht besonders hervor; es war ein lieblich gelegenes, aber an geistiger Armuth seiner Bewohner sehr reiches Städtchen.

Tante Marie, ein Engel an Güte, hätte gar nichts gegolten, hätten sich die goldenen Schwingen der Millionärs-gattin nicht wie ein Heiligenschein um sie gebreitet.

Die Freundschaft mit Emma Weber stammte noch aus der Jugendzeit, als beide zusammen in der Residenz eine Erziehungsanstalt für Mädchen besuchten. Daß dieses Verhältniß sich trotz der veränderten Lebenslagen nicht änderte, sondern fast noch inniger gestaltete, war der beste Beweis, daß beide hervorragende Naturen waren, die sich in ihrer Denkungsart weit über die Alltäglichkeit erhoben. Dennoch weigerte sich Tante Marie, von der Jugendfreundin das Geringste anzunehmen. „Ich habe genug,“ pflegte sie zu sagen. „Geschenke, die man nicht erwidern kann, sind Almosen, die zu einer dankbaren Abhängigkeit verpflichten, dadurch geräth die Freundschaft aus dem nothwendigen Gleichgewicht, in welchem allein sie ohne Mißtrauen bestehen kann.“

Allerdings, so ganz gleichberechtigt stand die arme Lehrerin der bewunderten Millionärsfrau doch nicht gegenüber, denn der enge Gesichtskreis der Kleinbürgerlichen Damen hätte sich niemals zu dem Spruche „Arbeit adelt“ aufgeschwungen, um Tante Marie in ihren Kreisen aufzunehmen. Tante Marie kannte die kleine Welt, in der sie lebte, und diese war im Grunde nichts weiter, als eine getreue Kopie der großen Residenz. Das, was gerade ein Grund wäre, eine Frau zu ehren und zu achten, ihre Arbeit, das schätzte man gering, und die Müßiggängerin, in unverbientem Reichthum aufgewachsen, rümpfte ihr Näschen in dem verächtlichen Wort: „Sie arbeitet ja für Geld!“

Tante Marie saß eines Abends auf dem Sopha, in den nimmer rastenden Händen ein Strickzeug, und Ilse schenkte aus der dampfenden Theekanne das duftende Getränk. Das kleine Stübchen, in dem sie saßen, war vollgefüllt mit Möbeln, Bildern, Büchern und Blumen. Es war ein Nest der Behaglichkeit und jeder Gegenstand barg Erinnerungen aus der ferneren Jugendzeit. Wo waren die Menschen, welche diese Gegenstände besaßen: Vater, Mutter, Großeltern? Todt; zu Staub geworden, und wie lange wird es dauern, dann wird auch Tante Marie mit dem lieben freundlichen Gesicht die sanften Augen schließen und die alten Möbel, Bilder und Bücher werden wieder, wie schon so oft, die Herrin wechseln.

„Unser Leben ist doch nichts wie eine Reise,“ sagte das alte Fräulein nachdenklich, „das geht so von Station zu Station und die letzte ist das Grab.“

„Ach ja,“ entgegnete Ilse, „wenn die Stationen nur alle lustig wären, Tante, aber mir und Maud hat das Leben gleich am Anfang alles genommen. Darüber kommt man nicht hinweg; niemals, niemals!“

„Ach Gott, wie unüberlegt von mir, diesem Gedanken, der Deinen Schmerz, armes Kind, erneuert, Worte zu leihen. Aber da es einmal geschehen ist, Ilse, so denke, daß, wenn ich Dir auch niemals das ersetzen kann, was Du verloren, Du doch mein Kind geworden bist, mein Trost, die Freude meines Alters.“

„Oh, liebes, liebes Tantchen!“ schluchzte Ilse, die zarte Gestalt des alten Fräuleins umklammernd. „Ich habe Dich ja auch so von ganzem Herzen lieb gewonnen und seltsam ist es, wäre ich nicht zu Dir gekommen, ich — ich —“

Sie hielt plötzlich wie erschrocken inne.

„Nun, warum vollendest Du nicht,“ fragte Tante Marie zärtlich, indem sie die krausen Locken des jungen Mädchens streichelte. „Wer zusammen lebt und sich von Herzen lieb hat, der darf auch seine Gedanken nicht verbergen, sonst entsteht ein gegenseitiges Mißtrauen, aus welchem sich nur zu schnell Mißverständnisse bilden.“

„Ach, Tantchen, Du bist am Ende böse, wenn ich es sage.“

„Das glaub' ich nicht, umsomehr, da es nichts Schlimmes sein wird. Also weiter, was wolltest Du sagen?“

„Ich kannte Dich ja nicht,“ entschuldigte sich Ilse, „und so glaubte ich immer, eine alte Jungfer sei das unausstehlichste Geschöpf der Welt.“

„Sieh, sieh,“ meinte Tante Marie lachend, „eine alte Jungfer,

das Schreckgespenst aller jungen Mädchen, ja, das ist ein blindes Vorurtheil der Welt! Glaube mir Kind, die Menschen thun sich gegenseitig sehr viel Unrecht und warum im Grunde? Weil sie über Dinge nach einmal eingeführter Schablone urtheilen, ohne dieselben zu kennen und zu prüfen.“

„Du hast Recht, Tante, und ich nehme mir fest vor, niemals im Leben blind nachzubeten, was andere sagen, sondern immer erst selbst zu prüfen, bevor ich mir mein Urtheil bilde.“

„Daran wirst Du gut thun, mein Liebling, und da wir das Thema alte Jungfer berührt haben, so wollen wir uns diesen so übelbeleumundeten Stand etwas näher betrachten. Vorerst verlacht und verspottet man die alte Jungfer „sie ist sitzen gelieben, sie hat keinen Mann bekommen“, heißt es. Das ist häufig, ich möchte behaupten, immer unrichtig, denn jedem Mädchen bietet sich gewiß einmal die Gelegenheit, sich zu verheiraten. Allein, nicht jedes Mädchen nimmt auch jeden Mann, oft auch kann sie den, den sie lieb hat, nicht bekommen oder der Erwählte stirbt oder auch, er wird ihr untreu und -- heiratet eine andere, manchmal die beste Freundin.“ — Tante Marie seufzte tief auf. „Auch das soll vorkommen!“ —

„An all solche Möglichkeiten habe ich niemals gedacht,“ rief Ilse. „Oh, Tantchen, am Ende hast auch Du — —“

„Von mir ist keine Rede,“ erwiderte Tante Marie abweisend, „wir reden im allgemeinen, wir erörtern das allen jungen Mädchen interessante, lehrreiche Thema: Die alte Jungfer. Also, einer dieser verschiedenen Fälle ist eingetreten. Da aber ein edles Mädchen nur den heiratet, den es liebt, so bleibt ihm wohl dann nichts übrig, als eine alte Jungfer zu werden. Nun weiter, es ist wahr, man begegnet oft recht unliebenswürdigen alten Jungfern, aber sind denn die Frauen, die oft in recht traurige Verhältnisse gerathen, immer Muster von Liebenswürdigkeit? — Der Hauptgrund, warum die alte Jungfer so wenig Anziehendes hat, ist wohl der: sie ist gewissermaßen überflüssig in der Welt. Wir finden sie als dürrer Stamm, der keine Früchte zeitigt, nicht einmal die des eigenen Fleißes. Sie steht überzählig in der Welt, hat keinen Zweck, keinen Lebensberuf! Die Arbeit, Kind, ist der beste Schild, wenn auch nicht gegen das blinde Vorurtheil der Welt, so doch gegen das gerechtfertigte Vorurtheil derselben. Wer einen Platz ausfüllt, etwas leistet, seine Zeit nutzbringend anwendet, der denkt nicht daran, verbittert zu sein, böshaft und neidisch! Sieh' mein trautes Stübchen, meinen mir lieb gewordenen Beruf, meine vollständige Freiheit, und glaube ja nicht, daß ich die unzähligen armen Frauen zu beneiden Grund habe, die sich der Willkür eines sehr oft rohen Mannes fügen müssen, und den stolzen Namen Frau mit unsäglichen körperlichen und seelischen Entbehrungen zu bezahlen haben.“

„Tantchen,“ rief Ilse glühend, „ich werde eine alte Jungfer.“

„Nur sachte, mein Kind,“ lachte Tante Marie herzlich. „Das Schicksal können wir nicht bilden, es bildet uns. Aber man soll keinen Stand und keinen Menschen verdammen und vor allem in jeder Lebenslage arbeiten und sich nützlich zu machen suchen. Haben wir das Recht, uns selbst zu achten, so können wir die Achtung jener entbehren, die uns weder verstehen wollen noch können. Doch trinke Deinen Thee, Mäuschen, und nachher singe mir ein Liedchen. Ich höre gar zu gerne Deine liebe Stimme. Singt Maud auch?“

„Nein, sie hat es nie recht probirt, aber Klavier spielt sie sehr hübsch. Die arme Maud schreibt mir, daß sie jetzt niemals Zeit zum Ueben findet.“

„Ja, ja, bei meinem guten Bruder giebt es der vielen Kinder wegen gar viel zu thun. Da sind auch die Sorgen größer als die Freuden,“ sagte seufzend das alte Fräulein. „Doch Maud ist ein liebes sanftes Wesen und das ist ein Glück, denn die Schwägerin —“ sie brach ab. „Nun singe mir ein Lied, Kleine.“

Ilse setzte sich an das Piano, sie hatte es aus dem Elternhause mitgebracht. Das junge Mädchen, das sich in dem letzten Jahre sowohl körperlich als geistig sehr zu ihrem Vortheil verändert

hatte, besaß eine wunderschöne Sopranstimme, die zwar noch nicht künstlerisch gebildet, aber in ihrer reinen Natürlichkeit unbeschreiblich lieblich war.

Ilse sang wie ein Vöglein, was in Brust und Kehle ruhte. Wieder gab es genug bei der Tante und so quollen die Töne silberrein von den rosigen Lippen und das alte Fräulein, das vor Jahren eine kräftige Stütze des Singvereins war, summt die alten theuren Wieder leise mit, und dabei erstand die ganze Vergangenheit vor ihren gesenkten Blicken.

Sie war jung und er Student. Im Anfang zankten, neckten sie sich, so oft sie sich bei den Proben im Musikverein trafen, und eines Tages hatten sie beide ihr Herz entdeckt, sie hatten sich lieb und wollten sich heiraten. Da aber kam das Schicksal so hart, so rauh, so erbarmungslos, wie eben nur das Schicksal sein kann — und eines Tages war alles vorbei! —

Thränen perlten in den Augen Tante Mariens. Ach das war so lange her; die Eltern meinten damals, „das wären Kindereien, das verfliegt wie Spreu im Leben.“ — Manchmal täuschten sich die guten Eltern denn doch. Dreißig Jahre waren seit jener Jugendliebe verflossen und heute noch trauerte das alt gewordene Mädchen um sein zerschmettertes Glück.

Ilse sang und Tante Marie blätterte dabei in dem verschwundenen Paradies ihrer Jugend. „Ach Thränen machen nicht maigrün, machen todte Liebe nicht wieder blüh'n“, das war das Lied, das sie damals gesungen, als er Abschied nehmend zu ihr kam, das bunte Käppi auf den krausen Locken, das gestreifte Band über der Brust. —

„Gott im Himmel, Ernst!“

Das alte Fräulein war aufgesprungen und breitete die Arme nach der geöffneten Thür, in der plötzlich das Bild ihrer Träume, ein fröhlich blickender Student erschienen war, dessen Augen, ohne die Bewegung der alten Dame zu bemerken, wie gebannt auf dem holden Kinde ruhten, das bei seinem Eintreten — man hatte sein Anknöpfen überhört — ihren Gesang jäh unterbrach.

„Verzeihung, Tantchen, daß ich Ihnen so spät noch auf die Bude rücke, aber das Lied — das Lied zog mich her.“

„Albin, Sie,“ stammelte Tante Marie, indem ihr Blick scheinbar die Mienen der beiden jungen Leute überflog. Hatten diese ihre lächerliche Zerstreutheit, die sich ganz in Reminiscenzen der Vergangenheit verloren hatte, bemerkt?

Gott bewahre, der Egoismus der Jugend hatte mit sich selbst zu thun, nicht mit den Gefühlen einer längst vergangenen Zeit.

„Wie sehr er seinem Vater gleicht,“ flüsterte Tante Marie, die wieder voll auf dem Boden der Gegenwart stand. „Willkommen, Albin! Sie haben sich sehr verändert. Nun ja, drei Jahre waren Sie ja in den Ferien stets mit den Eltern auf Reisen und niemals zu Hause.“

„Grüß Gott, Tantchen, doch wahr ist's!“ — sein Blick irrte fragend von dem gesenkten erröthenden Gesichtchen Ilses zu dem des alten Fräuleins. „Mein Name, mein gnädiges Fräulein, ist Pumpe. Pardon, pardon,“ unterbrach er sich, da war ihm gewohnheitsgemäß sein studentischer Spitzname, der noch dazu ziemlich tief blicken ließ, entwischt. „Mein Name ist Albin Weber.“

„Und das kleine Fräulein dort,“ sagte die Tante, „ist meine liebe Nichte Ilse Ebrot.“

„Ach ich Kameel! Pardon, pardon,“ verbesserte er sich wieder, „ich E . . .“ er räusperte sich gewaltig. „Himmelkreuzmohrenelement.“ Zum Glück hatte er das letzte Wort nur gedacht; mit Damen umzugehen wurde eben auf der Universität nicht gelehrt. Doch das Eis war gebrochen. Ilse lachte laut und herzlich auf. Sie reichten sich die Hände. Ilse war ja noch ein Kind, und er, bah, ein Student — ein grüner Junge.

„Zur Strafe Ihres nächtlichen Ueberfalls, denn die Besuchszeit ist längst vorüber, eben schlägt es halb Neun,“ meinte neckend

die Tante, „müssen Sie eine Tasse Lindenblütenthee mit uns trinken, Albin.“

„Muß es sein?“ fragte er lustig. Als aber die zierlichen weißen Händchen des jungen Mädchens ihm den Trank kredenzten, da fand er denselben so ausgezeichnet, daß er sich später noch eine Tasse ausbat.

„Sie haben eine Million in der Kehle, Fräulein! Ich hörte den Gesang vorübergehend auf der Straße und da mußte ich herauf.“

„Eine Million in der Tasche wäre mir lieber,“ lachte Ilse.

„Sie können, Sie müssen sie eben aus der Kehle in die Tasche stecken, Sie haben wirklich eine herrliche Stimme.“

„Das ist wahr,“ sagte Tante Marie nachdenklich, „na, reden wir von Ihnen, lieber Albin, Sie können uns furchtbar viel erzählen; Sie waren ja in Italien, in der Schweiz.“

„Ich war gestern sogar in Afrika und habe einen Riesennaffen mitgebracht,“ lachte der Student. „Ja, Tantchen, in der Schweiz waren mir die Berge zu hoch und in Italien war es mir zu heiß, wozu diese Reisen? Bleiben wir zu Hause in Weizenfeld. Darf ich öfter zum Lindenblütenthee kommen?“

* * *

„Er zählt die Häupter seiner Lieben und sieh, es fehlt kein theures Haupt,“ so sagt Schiller. — So ähnlich dachte wohl auch das arme Mädchen, das in einer kleinen rauchgeschwärzten Küche zwar nicht die Häupter seiner Lieben, wohl aber die Stiefelpaare zählte, die sozusagen als letzte Tagesarbeit, der noch so und so viel allerletzte Arbeiten folgten, gepußt werden mußten.

War das noch das blühende Mädchen, das an seinem sechszehnten Geburtstag so unsagbar glücklich in das Leben geschaut? —

Arme, arme Maud, sie unterlag fast unter der aufgebürdeten Last, die man ohne Erbarmen und Verständnis auf die jungen Schultern gewälzt. Das zarte, schwerer Arbeiten ungewohnte Mädchen mußte von früh bis abends die Dienste verrichten, für welche man sonst ein derbes Kind aus dem Volke verwendet hatte. Frau Ebrot verlangte rücksichtslos die volle Leistung einer arbeitsgewohnten Dienstmagd von ihrer Nichte. Der Onkel und Vormund hatte viel zu viel mit seiner Schule, seinen vielen Privatstunden und seinen eigenen Kindern zu thun, um für das arme, seiner Sorge anvertraute Wesen mehr als einen zerstreuten, flüchtigen Blick zu haben.

Maud selbst aber war viel zu schüchtern, viel zu unselbständig, um nur mit einem einzigen Wort zu klagen; selbst ihre Thränen flossen nach innen, nachdem sie die Tante spöttisch eine „Thränenweide“ genannt. Doch das Herz des armen Kindes war voll von Leid, übervoll bis an den Rand.

Dennoch, so wenig anziehend ihr auch die täglichen Pflichten waren, so sehr sie ihren zarten Körper überanstrengte, so würde sie dieselben dennoch mit Freude geübt haben, wäre die Behandlung im Hause des Onkels eine herzliche gewesen, allein das war nicht der Fall. — Unter den Geschwistern herrschte ein ewiger Streit; die fünf Knaben lagen sich fast immerwährend in den Haaren. Frau Ebrot war die Sache so gewöhnt, daß sie gleich einem Felsen, von den Wogen der Brandung umspült, handwerksmäßig ihre Arbeiten verrichtete. „Sie werden schon wieder aufhören,“ das war die Redensart, mit der sie sich selbst beschwichtigte. Allerdings, sie hörten auch auf, aber sie fingen nur zu bald wieder an! Die Mädchen, mit Ausnahme der Ältesten, welche der Abgott der Familie war, meinten hinter den Zungen nicht zurückstehen zu dürfen, so zeterten, neckten und zankten sie auch nach Herzenslust. War der Oheim zu Hause, dann lag eine gewisse Schwüle über dem Familienzimmer, denn das Oberhaupt machte sich nur in zwei Extremen bemerkbar, entweder es donnerte oder es schwieg. Die hübsche Paula, deren Kopf von außen voller Böckchen und innen so leer war, wie eine taube Muß, besuchte die Tanzstunde und hatte im Augenblick ebenso wie ihre Mutter nichts anderes in Gedanken als schöne Kleider.

Um Maud, die im gleichen Alter war und deren Trauerjahr nun der Welt gegenüber vorüber war, kümmerte sich niemand. „So ein armes Ding muß froh sein, wenn es nicht verhungert,“ sagte Paula hochmüthig, während Maud in der kalten Küche die zierlichen Stiefelchen ihrer Kousine putzte.

Mutter und Tochter waren allein in dem Wohnzimmer. Ebrot war, wie fast jeden Abend, bei einem Glase Bier im Freundeskreise und die Kinder waren schon zu Bett.

„Ich muß ein neues Kleid haben zu dem Kränzchen. Muß meine Freundinnen bekommen welche; den alten weißen Fetzen zieh' ich einmal nicht mehr an.“

„Ja, liebe Paula, woher denn aber nehmen? Vater rückt mit nichts heraus und hat ja auch nichts und Du, siehst Du, Kind, Du hast eben auch das Stücken ganz aufgegeben; es war immerhin ein kleiner Zuschuß zu Deiner Toilette!“

„Von dem Stücken bekomme ich trübe Augen und eine schlechte Haltung.“

„Nun ja, Kindchen, ich zwinge Dich ja nicht dazu. Jung ist man nur einmal, aber Du mußt dann eben vorlieb nehmen mit dem alten Kleide.“

„Ich will aber nicht vorlieb nehmen,“ schmollte Paula. „Ich will ein neues Kleid bekommen.“

„Wie denn aber? Ich weiß wahrlich keinen Rath.“

„Dafür ich einen desto bessern. „Maud, Maud!“ rief Paula. „Hörst Du denn nicht?“

Mit gerötheten Augen und ängstlicher Miene trat die Gerufene ein. Es gab sich niemand die Mühe, zu fragen, ob der Rauch in der Küche oder Thränen die Ursache der geschwollenen Augenlider war. Man hatte sich nach und nach gewöhnt, in Maud nur mehr deren Leistung, nicht mehr deren Person zu beachten! Es war dies der beste Ausweg, die Stimme des Gewissens zu betäuben; regte sich dieser innere Richter aber doch einmal, dann fand Frau Ebrot so viel Fehler an dem armen Kinde, und wenn sie diese auch nur ihrer Phantasie entlehnen mußte, daß es ihr gelang, sich wenigstens scheinbar vor sich selbst zu rechtfertigen. —

Welch ein Gegensatz, diese beiden jungen Mädchen! Maud hatte ein feingeschnittenes liebliches Gesicht mit großen, dunkelblauen Augen; die goldblonden Zöpfe hatte sie einfach um den zierlichen Kopf geschlungen, so wünschte es die Tante. Doch wenn Frau Ebrot auch die Absicht gehabt hatte, durch diese Haartracht die auffallende Schönheit ihrer Nichte zu beeinträchtigen, so hatte sie jedenfalls das Gegentheil davon erreicht. Gerade diese einfache Frisur hob die freie Form des Kopfes und zeigte das herrliche Haar in seiner ganzen seidigen Pracht. Es war eine aus dem Rahmen gestiegene Madonna, diese zum Aschenbrödel herabgedrückte Mädchentnospe. Paula hingegen sah mit ihren plumpen Gesichtszügen, der kleinen gedrungenen Gestalt wie ein Dienstmädchen im Sonntagspuß aus. Am meisten ärgerten sich Mutter und Tochter über die goldigen Stirnlöcherchen der armen Waise, sie waren ein Geschenk der Natur, kein Produkt der Brennscheere wie Paulas ungetreuer Lockenreichtum, den jedes feuchte Wetter vernichtete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Frauenherz.

Autorisirte Uebersetzung frei nach dem Französischen des Paul Rouget.
Von E. Wilmar.

„Lebewohl“, Lied von André Marthl.“

Grazios, mit leichtem, fremdländischen Accent, der den Wohl-laut ihrer Stimme noch erhöhte, wandte Regina Derzka sich zur Gesellschaft.

Das Flüstern verstummte. Gespannt ruhten aller Augen auf der fesselnden Erscheinung der Künstlerin, die nun die Introduction zu spielen begann.

Sie war jung, groß, von schlanker Gestalt. Ein einfaches, doch zugleich hochelegantes, grauseidenes Gewand umhüllte die geschmeidigen Glieder. Eine rothe Rose leuchtete aus dem üppigen nachtschwarzen Haar.

Und nun begann sie zu fingen, schmelzend, schmerzdurchzittert, voll Blut und Leidenschaft. Es war, als ob Herz und Seele mitfingen, als ob in diesen Tönen ihr innerstes Leben pulsiere.

„Warum führte ein Gott un're Wege zusammen,
Schürte im Herzen uns gluthelbe Flammen,
Gab uns so tiefes, echtes Verstehen,
Die wir verdammt zum Auseinandergehen?
Noch eh' wir geschlüßt vom Becher der Liebe,
Ertönt schon die Mahnung, so herb und trübe:
Wir dürfen nicht lieben, wir müssen scheiden,
Uns nimmer sehen, auf ewig uns meiden.“

Ohn' mit der Wimper zu zucken, voll Würde,
Heißt's weiter nun schleppen des Lebens Bürde.
Und wenn unsern Herzen, geknickt und müd',
Die Trauer fängt ihr Wiegenlied,
Dann möge Vergessenheit, sanft und lind,
Besänft'gen das Weh, o geliebtes Kind,
Und flüstern uns zu: Nun heißt es sich meiden,
Der Traum ist aus, wir müssen scheiden!“

Lautlose Stille folgte dem Verhalten des Viedes. Dann aber brausten endlose Beifallsjalousen durch den Saal, ein Meer von Komplimenten ergoß sich über die Sängerin, die sich denselben jedoch schnell entzog und bebend vor Erregung in ein Nebenzimmer flüchtete.

In einer andern Ecke des Salons drängte man sich um André Marthl, den trotz seiner Jugend bereits berühmten Dichter-Komponisten und dessen Gattin. Obwohl älter als er, war diese doch noch eine schöne Frau, über deren Züge der Schleier einer sanften Melancholie gebreitet schien.

Der Vorschlag einiger tanzlustigen jungen Leute, einen kleinen Ball zu entziren, fiel auf fruchtbarem Boden, und gleich darauf tönten die verlockenden Klänge eines Walzers durch den Saal.

II.

Regina Derzka, eine Ungarin, lebte seit einigen Jahren im Hause einer Tante in Paris. Ihre Schönheit, der eigenartige Reiz ihres Wesens, ihre wunderbare Stimme machten sie zu einer sehr gesuchten Persönlichkeit.

Als sie den Festsaal verlassen, war sie durch einen kleinen leeren Salon zum Wintergarten geflüchtet.

Schwerthutsvoll, den Kopf tief gesenkt, durchschritt sie die aus üppigen exotischen Pflanzen gebildeten Gänge. Feuchtwarme, duftschwere Luft umfloß sie. Glühkörper, in Gestalt buntpfarbiger Niesenblüten, ergossen ihr sanftes Dämmerlicht über die lauschige, grüne Einsamkeit und ließen das Wasser der leise plätschernden Fontäne in allen Farben des Regenbogens schimmern.

Plötzlich stockte ihr Fuß.

„Sie?“ bebte es betroffen von ihren Lippen.

Aus dem Schatten der Palmen war ihr eine Männergestalt entgegengetreten, — André Marthl, der junge Dichter-Komponist, dessen letztes Werk sie soeben vorgetragen.

„Ja, ich, mein Fräulein,“ versetzte er mit leisem, trübem Lächeln. „Ich komme, um Ihnen meinen Dank für Ihren unübertrefflichen Vortrag meines Viedes auszusprechen.“

„O, mein Herr, ich habe mit der Seele gesungen, voilà tout!“

Ihre Stimme bebte, ihre schönen Augen schimmerten feucht unter dem Schleier der langen, seidigen Wimpern.

Schweigend schritten sie nebeneinander her.

„Herr Marthl,“ nahm die Künstlerin dann nach einigem Zögern das Wort, „da wir momentan allein sind, möchte ich etwas von Ihnen erbitten . . .“

„Wenn es irgend in meiner Macht steht, mein Fräulein . . .“

„Gewiß. Dieses Lied verräth ein zu tiefes, unmittelbares Gefühl, um lediglich ein Erzeugniß der Phantasie zu sein. Was Sie da niederschrieben, beruht auf persönlichem Empfinden, nicht wahr?“

„Vielleicht.“

„Und ein geliebtes Weib hat Sie dazu inspirirt?“

„Ja.“

Übermals versanken sie in Schweigen.

Um sie her berauschender Blumenduft, traumhaftes Geplätscher der Fontäne; aus der Ferne die gedämpften Töne der Tanzmusik. Sonst alles still.

Und wieder war es Regina, die das Schweigen brach.

„Und dieser Frau dürfen Sie Ihr Gefühl nicht offenbaren?“

„Weider nein . . . Sie wissen, warum . . . Ich muß denjenigen treu bleiben, die mir voll und ganz vertraut.“

„Und erwidert diese Unbekannte Ihre Liebe?“

„Diese Frage vermag niemand als Sie allein zu beantworten.“

„D . . . !“

Unwillkürlich hatte sie die Hand aufs Herz gepreßt. „Ich habe es beinahe geahnt,“ hauchte sie. „Wie es mich zugleich glücklich und elend macht! Von Ihnen geliebt zu werden, von Ihnen, dessen Genie ich bewundere, in dem ich den künftigen Meister verehere — Welch seliger Traum!“

„Ja, ein Traum, doch einer jener unmöglichen Träume, denen nimmer Erfüllung werden kann. Denn nochmals — koste es mich, was es wolle — ich will und werde meiner Pflicht getreu bleiben und zähle hierbei auf Ihre Unterstützung.“

„Wie kann ich . . .“

„Wir müssen scheiden. Wir dürfen uns nicht wiedersehen. Eine Liebe, die das Tageslicht scheuen muß, verführt zur Lüge und Heuchelei, und eine solche Liebe wäre unserer unwürdig. Einander fern, werden wir zu vergessen suchen. Sein Sie stark, wie ich es bin, und reisen Sie ab!“

Er hatte in fieberhafter Erregung, mit unwillkürlich erhobener Stimme gesprochen.

„Sie haben recht,“ flüsterte sie resignirt. „Es wäre eine sündhafte, unheilvolle Liebe . . . Ich werde reisen . . . in weite, weite Ferne, in mein Heimatland, das ich nimmer hätte verlassen sollen! Doch nicht wahr, Ihr Lied, dieses durch mich inspirirte Kind Ihrer Muse, darf ich mit mir nehmen und singen, wenn mir allzuweh ums Herz ist?“

„Das mögen Sie!“

„Dank!“

Noch eine Sekunde peinvollen Schweigens.

„Und wenn . . . wenn dereinst . . . Gott wollte . . .?“

Sie vollendete nicht, mit jähem, fast schmerzhaftem Griff hatte er ihre Hand erfaßt. Er hatte sie verstanden.

„Ich würde Sie zu finden wissen, ich schwöre es Ihnen! . . . Nun aber wollen wir in den Salon zurückkehren. Ich habe ein Engagement meiner Frau benützt, um Sie hier aufzusuchen, wohin ich Sie flüchten sah. Wir dürfen keine Veranlassung zu irgend welchen Vermuthungen geben.“

III.

Als Martyl den Vorhang zurückschob, der den Wintergarten von dem kleinen Salon schied, sah er die Portièrre der gegenüberliegenden Thür zurückfallen.

Auch Regina hatte es bemerkt. Es mußte soeben jemand hindurch gegangen sein.

Hatte man sie erspäht, ihre Unterhaltung belauscht?

Hastig eilten sie dem Festsaale zu, und als Martyl die Portièrre desselben hob, fiel sein erster Blick auf seine Frau, die sich soeben zu einer Gruppe von Gästen gesellte.

Er erbeute. So war sie es also gewesen! Was mochte sie dazu bewogen haben?

Auch Regina hatte den Zusammenhang errathen.

Einen Moment schienen beide wie vernichtet. Aber sie mußten sich fassen, harmlos scheinen.

So traten sie denn mitstammen in den Ballsaal und schritten, anscheinend in ein Gespräch über Musik vertieft, auf Martyls Gattin zu, die sich soeben auf einem Sessel niedergelassen.

Sie erschien auffallend bleich, doch lächelte sie ihnen entgegen. Das beruhigte sie.

Sie wußte nichts, sie hegte keinen Verdacht!

Vor einigen Jahren hatte Martyl sich in Helene Durand verliebt und sich sehr bald mit ihr vermählt. Sie war schön, doch von sehr alltäglicher Art. Sein feuriges Poetenherz fand in ihr keine Schwesterseele, sodaß seine Liebe bald erkaltet war. Sie aber, das sanfte, demüthige Weib, vergötterte ihn.

Dann hatte er Regina Deryska kennen gelernt, deren fremdartige Schönheit, Temperament und Talent ihn unwiderstehlich gefangen genommen.

Vergebens hatte er in seiner Ehrenhaftigkeit gegen diese unselige Leidenschaft angekämpft; sie war stärker als sein Wille. Und so hatte er in einer Stunde herber Seelenpein all sein Leid in diesem Liebe ausgeströmt.

Doch vermochte er diese, sein ganzes Sein erfüllende Liebe auch nicht aus seinem Herzen zu reißen, so besaß er wenigstens den Muth, ihr nicht nachzugeben, ihr zu widerstehen. Die Pflicht über alles! Und daher hatte er nun das Trennungsurtheil über sich und sie verhängt.

Voll schmerzlicher Resignation, doch getröstet durch das Bewußtsein seiner Liebe, verließ Regina Deryska Paris.

IV.

„Ich bitte Dich, Helene, laß mich einen Arzt holen!“

„Wozu denn, André?“ fragte die auf der Chaiselongue Ruhende mit matter, abwehrender Handbewegung. „Es ist wirklich nichts von Bedeutung. Ich brauche keinen Arzt,“ fügte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu.

Er erfaßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte und kniete neben ihr nieder.

Sekundenlang war es todenstill in dem Gemache.

„André,“ sagte sie dann, während eine Thräne an ihrer Wimper zitterte, „André, versprich mir, mich nie zu vergessen, wenn der Tod uns scheiden sollte . . . Ich verlange dieserhalb nicht, daß Du einsam bleiben sollst. Nein, das nicht,“ fuhr sie mit halb ersticker Stimme fort, „ich möchte Dich glücklich wissen. Nur bewahre mir einen Platz in Deinem Herzen.“

„D sprich nicht so, Helene!“ bat André. „Aber Du behauptest, nicht zu leiden und redest vom Sterben,“ bemerkte er dann betreten.

An demselben Abend ließ er einen renommirten Arzt kommen, der die Leidende eingehend untersuchte.

„Muth, mein Herr, Muth!“ sagte der Professor beim Fortgehen zu dem Gatten.

„Wie! So krank ist sie?“ rief André in jähem Schreck.

„Ja, ihre Gesundheit ist unwiederbringlich dahin; die Arme ist nicht mehr zu retten.“

„Aber vermag denn Ihre Wissenschaft nichts dagegen?“

„Diesem Uebel steht die Wissenschaft leider ohnmächtig gegenüber. Hier sitzt es, hier!“ fügte der Professor, auf sein Herz deutend, hinzu.

Dann ging er und ließ Martyl, der gewöhnt, daß es sich bei seiner Frau um ein vorübergehendes Leiden handelte, in tiefer Bestürzung zurück.

Einige Wochen darauf, an einem schönen, monnigen Maiabend, als die Schwingen eines weichen Pephyrs Vogelstang und Blüthenduft zum offenen Fenster hineintrugen, hauchte Helene Martyl, den Kopf an des Gatten Brust gebettet, das bleiche Antlitz von einem Lächeln verklärt, ihren letzten Seufzer aus.

V.

Zwei Jahre sind vergangen. Andrés Martyl hat tief und aufrichtig um seine Frau getrauert und gewaltsam das Bild jener anderen, die zwischen ihn und die Todte getreten, aus seiner Seele zu bannen gesucht. Doch mit der Zeit hat die Erinnerung ihn wieder gefangen genommen. Und je mehr das Bild der verschwundenen Gattin in seinem Herzen verblaßt, desto lebendiger schwebt das der verückenden Ungarin vor seinem Geist, bis er eines Tages, am Ende seiner Kraft angelangt, den Entschluß faßt, sie, die er jetzt mehr liebt denn je, aufzusuchen.

Nach langem, vergeblichem Forschen hat er sie gefunden. Und Regina, die ihre Liebe hoffnungslos gewährt, ist glückstrahlend die Seine geworden.

Unmittelbar nach ihrer Hochzeit sind sie auf Reisen gegangen, haben am Gestade märchenschöner Seen, in romantischen Thälern und auf wilden Bergesgipfeln, im Bereiche des ewigen Schnees gewelt und all diese Herrlichkeit der Welt durch die Prisma ihrer Glückseligkeit geschaut.

Ihr Glück ist groß, unendlich. Doch inmitten desselben denken sie bisweilen der Todten, durch welche die Vereinigung ihrer Herzen verzögert worden, und ein Gefühl leiser Trauer überschleicht ihre Seelen.

Doch schnell kommt die Reaktion, und sie vergessen

VI.

Seit zwei Tagen weilen sie in ihrem Heim in Paris.

Vor ihrer Abreise hat Andrés die Wohnung neu einrichten lassen und von dem früheren Ameublement nur die Einrichtung seines Arbeitszimmers behalten.

Dort sitzen die Gatten am Abend ihrer Rückkehr traulich am Kamin.

Plötzlich erhebt sich Regina, um das Zimmer einer näheren Musterung zu unterziehen. Dabei ist sie auch an einen kleinen lackirten Schreibtisch gelangt. Halb gedankenlos öffnet sie eine Lade desselben und zieht ein Heft in Albumform daraus hervor.

Andrés ist ihr gefolgt.

„Halt, was ist das?“ ruft er. Doch im nächsten Moment hat er die Schriftzüge der Todten erkannt und sich entsonnen, daß dieses kleine Möbel früher der Verewigten gehört, die, am liebsten in des Gatten Nähe weilend, dort ihre Briefe und kleinen Kostbarkeiten aufzubewahren pflegte.

„Gieb es mir!“ sagte er hastig. „Das gehört der Vergangenheit an. Wir wollen es vernichten.“

Doch schon ist Reginas Auge auf eines der beschriebenen Blätter gefallen. Und in fieberischer Erregung liest sie die von bebender Hand niedergeschriebenen Zeilen:

„Was soll aus mir werden? . . . Andrés liebt mich nicht mehr! . . . Seit dieser Nacht weiß ich es . . . im Wintergarten, mit dieser Fremden . . . Der Gedanke daran zerreißt mir das Herz . . . Aber kann ich ihm dieserhalb grollen? Nein, denn er hat redlich gekämpft gegen diese neue Liebe. Und ich kenne ihn wohl: ich weiß, er wird schweigend leiden und keinen Verrath begehen. Sagte er ihr nicht: „Ich will keine sündhafte Liebe. Laß uns scheiden? . . .“ So sind wir nun beide elend! . . . Doch nein, sein Leid soll wenigstens nicht lange währen. Ich liebe ihn so unendlich, daß ich alles, alles für ihn erdulden, alles auf mich nehmen könnte, um seine Qual zu enden, alles, selbst den Tod! . . . Ja, mein Tod würde ihn befreien . . . Mein Herzleiden verschlimmert sich, ich werde nichts mehr dagegen thun . . . Sterben . . . o sterben, so bald wie möglich! . . .“

Es waren die letzten Zeilen, der Rest der Blätter war leer.

Das Heft war Reginas bebender Hand entglitten. Andrés langte danach und las nun ebenfalls.

Dann flüsterte er mit erstickter Stimme und thränensthemem Blick:

„O Du heiliges, o Du armes Weib!“

(Nachdruck verboten.)

Toggenburg in Wöthen.

Humoreske von W. K o s a l.

Er war der beste Kamerad, ein tüchtiger Frontoffizier, auch leidlich begabt, aber — aber, wenn er nur nicht ein gar so entzündliches Herz besessen hätte! Seine Freunde nannten ihn Toggenburg, aber der Name paßte im Grunde nicht für ihn, denn der Held der Schillerschen Ballade weihte bekanntlich seine ritterliche Verehrung nur einer einzigen Dame, während der Leutnant Paul von Warnsdorf die seinige vielen weihte — nicht gerade gleichzeitig, aber sehr rasch hintereinander. Und von jeder neuen Liebe behauptete er, daß sie seine einzige wahre sei.

So lichterloh, wie für das Kommandeurstöchlein, die reizende Rose von Bekmer aber hatte er wirklich noch für keine gebrannt. Den Kameraden war seine neue Leidenschaft kein Geheimniß, denn er machte wahrlich aus seinem Herzen keine Mördergrube — ganz im Gegentheil! Niemand aber hatte so viel durch seine Liebeschmerzen zu leiden, als der Leutnant Egon von Bachwitz, sein bester Freund, vor dem er jede Falte seines Innern bloßlegte und dazwischen immer von neuem das Lob seiner Angebeteten sang.

„Du glaubst nicht,“ behauptete er ihm eines Tages, „wie vollkommen dies Gefühl mich ausfüllt, wie — wie —“

„Beinahe so sehr, wie vor sechs Wochen die Leidenschaft für Fräulein von Lichtmer,“ ergänzte Bachwitz ruhig.

„Ich begreife nicht, wie Du meine Empfindungen für die beiden Damen nur in einem Athem nennen kannst,“ rief Warnsdorf empört. „Das mit Ella von Lichtmer war eine Täuferei, nichts weiter, während dies eine edle, heilige Liebe ist. Ich bin ein anderer Mensch geworden, seit ich Rose kenne. Bereits an dem Tage, als sie von ihrer Großmutter ins Elternhaus zurückkehrte, ühlte ich, wie ein neuer Geist in mich einzog. Alles Kleinliche ist von mir abgefallen, meine Grundsätze sind strenger geworden, meine früher in mancher Hinsicht — ich gestehe es offen — recht oberflächlichen Ansichten sind einer ernsteren Weltanschauung gewichen — kurz, mein sittliches Niveau ist ein unendlich höheres, als es ehemals war. Und eben der Umstand, daß sie so veredelnd auf mich wirkt, ist mir Bürge für die Echtheit meiner Gefühle. Wenn Rose erst meine Frau ist —“

„Wenn sie Deine Frau ist —“ unterbrach ihn der andere hastig — „weißt Du denn so sicher, daß sie das überhaupt werden wird?“

Der verliebte Leutnant sah den Freund verblüfft an. „Ja, was — was sollte der Oberst denn wohl gegen mich einzuwenden haben? Ich bin recht bemittelt, meine Konduite ist immer die beste gewesen, ich werde zweifellos Karriere machen, und außerdem ist der Kommandeur mir persönlich gewogen —“

„Es handelt sich aber doch nicht bloß um den Vater —“ fiel Bachwitz abermals ein und es war diesmal eine auffällige Schärfe in seinem Ton — „sondern vor allem um die Tochter und die — ja — liebt Fräulein Rose Dich denn?“

„Aber natürlich!“ sprach Warnsdorf mit dem Brustton der Ueberzeugung. „Natürlich liebt sie mich!“

„So—o—o? Hat sie Dir's gesagt?“

„Nun, das nicht gerade, aber wie wird eine wohlgezogene junge Dame einem Manne sagen, daß sie ihn liebt, bevor er sie danach gefragt hat? Und ich habe sie noch nicht danach gefragt. Uebrigens bedarf es dessen auch gar nicht — ein Mann, der sich auf Frauen versteht, merkt doch an allerhand Zeichen, wie es mit ihrem Herzen bestellt ist? Und dann, wen zeichnet die Rose wohl so aus, wie mich? Wer muß ihr Noten und Bücher wechseln, wer Woll- und Stükmuster besorgen? Na und überhaupt ihr ganzes Wesen mir gegenüber! Kurz, an ihrer Neigung für mich zu

zweifeln, wäre direkt Frevel. Es liegt nur an mir, ob ich heute oder morgen glücklicher Bräutigam sein will.“

Trotz dieser Versicherung ließen die Karten, welche der Welt verkünden sollten, daß der Leutnant Paul von Warnsdorf und das Fräulein Rose von Besmer den bewußten Gang zum Standesamt anzutreten gedachten, noch immer auf sich warten. Um die Wahrheit zu gestehen — es lag doch nicht so ganz allein an dem Leutnant, daß es noch immer nicht dazu kam. Er wußte selbst nicht, wie es recht zugeht — aber wenn er sich erklären wollte, überfiel ihn jedesmal eine Angst, die ihm das Wort im Munde stocken ließ. Dies Mädchen hatte so ganz etwas Eigenes, etwas — je nun, er vermochte die Gefühle, die sie in ihm heraufbeschwor, beim besten Willen nicht zu definieren.

Inzwischen suchte er sich für dies Hangen und Bangen in schwebender Pein anderweitig zu trösten. Am Ende thut dies seiner Liebe für die schöne Rose keinen Abbruch; wenn er erst ihr erklärter Bräutigam war, dann mußte das natürlich aufhören, aber bis dahin — mein Gott, warum sollte er sich nicht die Zeit mit ein bißchen Courmachen verkürzen? Sie brauchte es ja auch nicht zu erfahren.

Schon seit längerer Zeit war ihm eine allerliebste Stickerin aufgefallen. Dieses Mädchen nun beehrte er mit seiner zärtlichen Aufmerksamkeit. Wenn sie abends aus ihrer Wohnung heraustrat, konnte sie sicher sein, den Leutnant Paul vor ihrer Hausthür zu finden, der seine Begleitung antrug. Eigentliche Fortschritte in ihrer Gunst hatte er freilich nicht zu verzeichnen, aber schließlich waren ja auch diese abendlichen Spaziergänge schon eine ganz nette Unterhaltung.

Eines Tages promenirten die beiden wieder in den Straßen. Fräulein Lisbeth hatte eine Rolle mit Stickereien im Arm, in der Regel pflegte der Leutnant sie ihr galant abzunehmen, aber diesmal schien sie ihm doch etwas zu groß dafür. Als das Mädchen dann aber in einen Laden trat, hat sie ihren Verehrer, ihr inzwischen das Packet zu halten, eine Bitte, deren Erfüllung er sich nicht gut entziehen konnte. Leider blieb sie sehr lange in dem Geschäft, dem Leutnant, welcher fürchtete, einem Bekannten zu begegnen, dächte es wenigstens eine Ewigkeit. Denn das Packet war wirklich riesig und dazu machte es einen so fürchterlich ramponirten Eindruck, überall drängten sich zwischen dem Zeitungspapier Bänder hervor. „Schockschwerenoth!“ fluchte er im Stillen. „Das hat man nun von seiner Gutmüthigkeit. Es fehlt bloß, daß mich einer so sieht!“

Und immer ängstlicher spähte er um sich. Plötzlich weiteten sich seine Augen vor Entsetzen, denn dort — dort, leuchteten dort nicht die Knöpfe einer Uniform? Wahrhaftig! Der Oberst, sein geliebter Schwiegervater in spe, sein Busenfreund Egon von Bachwitz und zwischen den Weiden — Fräulein Rose! Sich noch rechtzeitig aus dem Staube zu machen, war ganz unmöglich, denn kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt, waren die Herrschaften um die Ecke gebogen. „Nu, Unglück, geh' Deinen Gang!“ dachte er und sah, die Hacken zusammengeschlagen und zwei Finger an der Mütze, den Kommanden entgegen. Um die letztere Manipulation ausführen zu können, hatte er das fürchterliche Packet vom rechten Arm auf den linken schieben müssen, wobei sich, wie es ihm schien, das es zusammenhaltende Band löste.

„Ah sieh da, Warnsdorf!“ rief der Oberst ihm zu. „Das trifft sich ja famos, daß wir Sie hier finden. Wir wollen uns nämlich den Saal im Adler ansehen — ob er zum Komödienspielen groß genug ist. Sie wissen ja, daß meine Rose wieder so was arrangiren will. Da können Sie gleich den Raum für die Bühne abmessen.“

Warnsdorf stammelte ein paar unartikulirte Laute. Wenn wenigstens dieses verdamnte Band nicht aufging, bevor man an Ort und Stelle war!

Indessen, das Glück war ihm hold — das Band hielt wirklich bis zum schwarzen Adler.

„Was haben Sie denn da für ein großes Packet, Herr von Warnsdorf?“ fragte plötzlich Rose.

„Ein kleines Geschenk für — meine Schwester zum Geburtstag,“ stammelte der Leutnant.

„Gar so klein ist es wohl nicht. Aber —“ und dabei war Rose an das Packet herangetreten — „wie unordentlich das aussieht! Warten Sie, ich will Ihnen das besser einschlagen.“ Ehe Warnsdorf es hindern konnte, hatte sie sich des Päckes bemächtigt und es aufzuzubinden begonnen.

„Aber gnädiges Fräulein werden sich doch nicht bemühen —“ rief er erschrocken — „das kann und darf ich unmöglich dulden —“

„Warum denn nicht?“ meinte sie lachend. „Ein Dienst ist des andern werth — wenn Sie mir die Bühne ausmessen, kann ich doch wohl das Angebinde für Ihre Schwester ordentlich einhüllen.“ Damit zog sie den Umschlag von der Rolle. „Das ist ja — Wäsche —“ kam es verwundert von ihren Lippen.

„Ihrer Frau Schwester schenken Sie Wäsche zum Geburtstag?“ fragte der Oberst nach einer kleinen Pause verlegenen Schweigens gelehnt.

„Ja doch — ja —“ stotterte der unglückliche Warnsdorf — „ja, allerdings thue ich das, denn — denn — Herr des Himmels, wie red' ich mich aus!“ dachte er verzweifelt. Dann aber nahm er sich zusammen und sagte: „Die Herrschaften müssen nämlich wissen, meine Schwester — lebt nicht in den besten Verhältnissen. Es wird mir nicht ganz leicht, dies auszusprechen, aber — aber warum sollte ich es am Ende verschweigen? Armuth ist ja keine Schande. Sie hat nämlich eine Liebesheirat gemacht. Ja, ja, die Verhältnisse sind wirklich sehr schlecht — dazu die vielen Kinder — kurz, es ist gräßlich! Nun, und da — da unterstütze ich sie denn so etwas — in Form von Geschenken —“

Er sah so bekümmert aus bei dieser Auseinandersetzung, der Arme, daß man ihm unbedenklich glaubte. Ohne Noth lügt ein Leutnant doch nicht seinem Oberst und einer jungen Dame, der er die Cour macht, vor, daß jemand von seinen allernächsten Verwandten so blutarm ist, daß er ihn mit Wäsche unterstützen muß. Rose fühlte in diesem Moment sogar eine gewisse Bewunderung für ihn, weil er dies so offen eingestand und sie schämte sich, ihn dazu genöthigt zu haben.

Auch der Oberst empfand ähnlich wie seine Tochter. „Sieh, sieh —“ dachte er — „wer hätte diesem Windhund von Warnsdorf so viel Aufrichtigkeit zugetraut! Aber freilich, ich hab' es immer gewußt, daß ein tüchtiger Kern in ihm steckt, denn sonst — sonst hätte ich doch nicht gewisse Pläne ins Auge gefaßt — Pläne, in denen die Rose und er die Hauptrollen spielen.“

Nur Bachwitz schien von dem Verhalten des Freundes nicht sonderlich gerührt zu sein. Ohne ein Wort zu sprechen, die Lippen spöttisch verzogen, hatte er während der Szene dagestanden.

Plötzlich stutzte Rose und ihre Augen hefteten sich starr auf ein Wäschestück. Dann zog sie ein anderes hervor, entfaltete es und untersuchte es von allen Seiten.

„Wie heißt Ihre Frau Schwester?“ fragte sie, Warnsdorf gerade ins Gesicht sehend.

„Ella von Warnsdorf,“ stotterte dieser und fügte dann, erkennend, welcher Vergeßlichkeit er sich eben wieder schuldig gemacht hatte, rasch hinzu: „sie hat nämlich einen Better gleichen Namens geheiratet.“

„So? Diese Sachen hier sind aber nicht E. v. W. gezeichnet,“ sprach Rose langsam.

Warnsdorf starrte sie wie geistesabwesend an.

„Ich ließ die Wäsche mit dem Namen der Schwiegermutter meiner Schwester zeichnen! Sie hat nämlich deren ganze Ausstattung geerbt und da will sie es gern haben, daß auch ihr übriger Besitz dieselben Monogramme trägt. Hab' selbst die Monogramme ausgefuchst.“

„So? Du hast sie selbst ausgesucht?“ mischte sich jetzt Bachwitz ein. „Das ist ja erstaunlich.“

„Wieso erstaunlich?“ fragte Warnsdorf empfindlich.

Bachwitz äußerte gelassen: „Die Sache ist nämlich die, daß ich diese Monogramme entworfen habe.“

Der Bedauernswerthe starrte den Freund verständnißlos an. „Du — Du —“

„Sawohl, Herr von Bachwitz war so freundlich, sie für mich zu entwerfen,“ nahm Rose jetzt wieder das Wort. „Denn um es kurz zu machen, Herr von Warnsdorf — diese Wäschestücke gehören mir, ich habe sie von Fräulein Walter anfertigen lassen und heute Abend sollte dieselbe sie mir bringen. Wollen Sie mir nicht freundlichst erklären, wie Sie zu meinem Eigenthum kommen?“

Es entstand eine verlegene Pause. Warnsdorf war so fassungslös, daß er es gar nicht einmal versuchte, sich herauszulügen. An dem verbissenen Gesichtsausdruck des Obersten erkannte er, daß er auch bei diesem sein Spiel verloren hatte.

Endlich kam Bachwitz dem Freund großmüthig zu Hülfe. „Natürlich liegt nur ein Mißverständnis vor,“ sagte er. „Warnsdorf hat die zum Geschenk für seine Schwester bestimmten Sachen von Fräulein Walter abholen wollen und dabei sind sie mit den von Fräulein von Bekmer bestellten verwechselt. Und was die Gleichartigkeit der Monogramme anbetrifft — da hat Warnsdorf sich eben geirrt. Und nun denke ich, lassen wir diese ganze Wäschegeschichte auf sich beruhen. Freund Paul kann wohl mit der Vermessung der Bühne beginnen.“

Die Herrschaften hatten nichts dagegen und der Leutnant Paul machte sich an die Arbeit. Ganz in seine Beschäftigung vertieft, merkte er nicht, daß das Kommandeurstöchterlein mit Bachwitz eifrig flüsterte und flirtete. Ja, die beiden genirten sich nicht einmal vor dem Papa, der sich doch sonst einem vertraulichen Verkehr seines Kindes mit Bachwitz nicht sonderlich geneigt gezeigt hatte. Aber freilich, nach dem, was vorgegangen war, that er schon am besten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Einen Schwiegersohn, der, wie ihm klar war, Liebeleien mit Nähterinnen anbändelt, derweil er sich um eine Kommandeurstochter bewirbt, möchte er doch nicht gerade haben. Und da es der Warnsdorf nun einmal nicht sein konnte, so mochte die Rose denn ihren Willen haben.

Als Warnsdorf mit seinen Vermessungsarbeiten fertig war, dankte Fräulein Rose ihm herzlich. „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet, mein lieber Herr von Warnsdorf. Wirklich, einen großen Dienst! Also nochmals meinen innigsten Dank!“

Wenige Tage später verkündeten goldgeränderte Karten der Welt, daß Fräulein Rose von Bekmer und Herr Premierleutnant von Bachwitz sich verlobt hätten.

„Armer Toggenburg!“ sprachen die Leute, die von Warnsdorfs Schwärmerei für die schöne Rose wußten, mitleidig. „Hoffentlich nimmt er sich die Sache nicht zu sehr zu Herzen. Denn solch' eine Toggenburgnatur — ja, ja, die kommt schwer über so etwas hinweg!“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Anagramm.

Altar — Mehl — Streich — Nestor — Made —
Torte — Emir — Nagel.

Aus jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, und zwar derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter im Zusammenhang gelesen einen weiblichen Vornamen ergeben.

Bilderräthsel.



Akrostichon.

Es sind 6 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Voransetzung eines passenden Buchstabens ein neues Wort zu bilden, (wie Ort — Wort), dessen Bedeutung unter b ersichtlich. Die hinzugefügten Buchstaben, also die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ergeben im Zusammenhang einen männlichen Vornamen.

- | | |
|--------------------|-------------------------------|
| a. | b. |
| 1. Blume | — Charakterfehler. |
| 2. Getränk | — altgermanischer Volksstamm. |
| 3. Kriechthier | — im Ei. |
| 4. Maß | — auf dem Wasser. |
| 5. Erbsicht | — altes Helbengebüch. |
| 6. Biblischer Name | — Tischgeräth. |

Dogogriph.

Schmeichelnd tönt es in die Ohren,
In die Füße fährt es schnell.
Wenn's das Ende hat verloren,
Kommt's nur rollend von der Stell'.

Skataufgabe.

M bietet Tournee, paßt dann aber, als V dies hält. H reizt bis b-Handspiel, aber V hält auch dies und spielt auf folgende Karte a-Handspiel.

aK, D, 9, 8, 7; bA; dA, D, 9, 8.



Obwohl im Stat nur 2 Sieben liegen, gewinnt V das Spiel mit Schneider. Wie saßen die Karten, wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Zwei harte Steine mahlen nicht gut.

Auflösung des Zahlenräthfels.

Note, Otto, Toif, Main, Acht, Chor, Hahn, Thor, Ehre, Rind, Farn, Idee, Neid, Dame, Ente, Roon, Irma, Sohn, Coda, Hand. —
Rot macht erfindersch.

Auflösung des Buchstabenräthfels.

Ull, Ball, Fall, Gall.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von Hans Braungart.)

W. Ke8, Da3, Lh8, Se7, f5, Bb3, c2, f3, h2.

Schm. Ke6, Lg8, Se8, Ba4, a5, b7, g6, h4, h5.

1. Se7—c6, Kd5; 2. Sf7+. — 1., a4—b3; 2. Scd4+. — 1., gf; 2. Sd8+. — 1., Kf5; 2. Scd4+. — 1., g5; 2. Sfd4+. — 1., Lh7; 2. Scd4+. — 1., bc6; 2. De7+. — 1., Sd6+. 2. Dd6:+. —

Richtige Lösungen gingen ein von: F. Voet, Elisabeth Stieff, C. Schellong, Gerta Lipowski, Julius Wernick, Max Volkmann, Georg Göttel, Richard Mallon, Florian v. Jagla, Bromberg, Josef Kwietniewski Labischin, Stanislaus Musielewicz, Elise u. Franz Julius, Martha u. Fritz Barnaß, Erich Friedländer, Bromberg.